

Herbert Henzler Lothar Späth

DER GENERATIONEN-PAKT

Warum die Alten nicht das Problem,
sondern die Lösung sind



HANSER

Herbert Henzler/Lothar Späth
Der Generationen-Pakt

Herbert Henzler/Lothar Späth

DER GENERATIONEN-PAKT

Warum die Alten nicht das Problem,
sondern die Lösung sind

HANSER



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Alle Rechte, auch die der Übersetzung, des Nachdruckes und der
Vervielfältigung des Buches oder von Teilen daraus, vorbehalten. Kein
Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in
irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren),
auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung – mit Ausnahme der in
den §§ 53, 54 URG genannten Sonderfälle –, reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

1 2 3 4 5 6 15 14 13 12 11

© 2011 Carl Hanser Verlag München
Internet: <http://www.hanser.de>
Lektorat: Martin Janik
Herstellung: Stefanie König
Umschlaggestaltung: keitel & knoch kommunikationsdesign, münchen
Illustrationen: Uwe Aufleger, Erding
Satz: Presse- und Verlagsservice, Erding
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-446-42348-0

INHALT

Vor uns die große Chance	1
1. Familie Bartels oder: Johannes, kommst du mal?	5
2. Deutschland – ein demografisches Modell?	9
3. Ehrensache!	15
4. »Einsatz für andere, Chancen für dich«	21
5. Nicht für die Schule lernen wir	31
6. Ganz wichtig!	35
7. Einer nimmt es in die Hand	39
8. Bürger und Profis Hand in Hand	45
9. Einer für alle, alle für einen	53
10. Altes Eisen – alles andere als Schrott	59
11. Jeder wird gebraucht	67
12. Die gute Seite der Schwarzarbeit	79
13. Dass nicht sein kann, was nicht sein darf: Arbeitsmarkt zwischen Wunsch und Wirklichkeit	87
14. Zweitwährung für die Altersvorsorge	95
15. Breitere Basis für die Rente	105
16. Lahme Institutionen	115
17. Gute alte Konsumenten	121
18. Gut leben statt viel haben	129
19. Den Wohlstand neu messen	133
20. Mit der Wahlfamilie in das vierte Alter	141
21. Wir bauen um	149
22. Senioren – die neuen Leinwandstars?	159
23. Agenda für den neuen Pakt der Generationen	165
Anhang: Zahlen, Fakten, Adressen	173
Literaturverzeichnis	194
Register	195

VOR UNS DIE GROSSE CHANCE

Von dem französischen Revolutionshelden Charles Maurice de Talleyrand ist der Spruch überliefert: »Dort zieht mein Volk. Ich muss ihm nach, ich bin sein Führer!« Dieser kluge Staatsmann wusste: In der Politik ist nicht immer klar, wer Führer und wer Geführter ist, wer vorangeht und wer hinten liegt. Das gilt erst recht in Demokratien und es gilt vor allem, wenn es nicht nur um Entscheidungen geht, die zu treffen, sondern um komplizierte politische Prozesse, die zu gestalten sind. In Deutschland sind Politik und öffentliche Verwaltung in der Konzipierung und Umsetzung neuer Ideen eher zögerlich.

Dass wir immer länger leben und immer weniger werden, ist – für die nächsten Jahrzehnte jedenfalls – eine irreversible Tatsache. Aber wie lassen sich die Folgen so gestalten, dass die Gesellschaft intakt bleiben und friedlich zusammenleben kann? Durch Regierungsverordnung und bürokratisches Handeln allein lässt sich das nicht regeln. Und das ist auch gut so, denn wenn ein zentraler Plan Fehler hat, sind die Folgen ungleich größer, als wenn dezentral immer mal wieder ein Irrtum geschieht.

Um mit dem demografischen Wandel zurechtzukommen, ist nach unserer Überzeugung vor allem eines notwendig: eine Gesellschaft, die flexibel und kreativ Probleme aufnimmt, die Lösungen organisiert und ausprobiert und in der sich die Menschen wieder mehr umeinander kümmern. Deshalb lie-

fern wir mit diesem Buch keine Blaupause zur Bewältigung der demografischen Herausforderung, keinen Masterplan für alles, was geändert werden muss, wenn ein Volk schrumpft und altert. Dieses Buch will vielmehr zeigen, dass diese Veränderungen längst im Gange sind – dezentral, kreativ, engagiert und gemeinnützig.

Es ist erstaunlich, wie stark die freiwilligen Leistungen für die Gemeinschaft sind, sei es in traditionellen Organisationen wie Wohlfahrtsverbänden oder Feuerwehren, sei es auf eigene Faust oder im selbstgegründeten Verein. Es ist unglaublich, was es alles gibt an guten Ideen, an nützlichen Initiativen, an persönlicher Tatkraft im Dienst an der Gesellschaft. Wir greifen interessante Beispiele dafür in diesem Buch auf, weil diese Kreativität, dieses Engagement und diese Bereitschaft, Probleme anzupacken und selbst zu lösen, die beste Gewähr dafür sind, die Herausforderung des demografischen Wandels zu bestehen, ja, sie als eine Chance für ein besseres Zusammenleben zu nutzen.

Die Selbstorganisation aus der Gesellschaft heraus ist sicher ein entscheidendes Element. Aber es wäre eine Illusion zu meinen, damit wäre dann schon alles getan. Der Staat darf nicht nur zuschauen, sondern er muss ermöglichen, erleichtern, unterstützen und absichern, was Bürger für die Gesellschaft von morgen entwickeln und was sich als praktikabel und nützlich erweist. Und er muss sein Mandat nutzen, um Notwendiges durchzusetzen, was nicht von allein geschieht. Wir sind eine Gesellschaft, die gerade dabei ist, ihren Altersaufbau auf den Kopf zu stellen; und damit dieser Wandel glimpflich verläuft, muss der Staat das Seine tun.

Deshalb beschreiben wir nicht nur viele gute Ansätze, mit denen Bürgerinnen und Bürger an der Gesellschaft von morgen bauen. Wir nennen auch politische Aufgaben, die mutig angegangen werden müssen, damit die demografische Entwicklung nicht zum Desaster wird. Bildung, soziale Dienste, Altersversorgung – überall müssen Weichen gestellt werden für die Epoche der alternden und schrumpfenden Gesellschaft.

Die eine Aufgabe des Staates ist das Ermöglichen, das Unterstützen, das Anregen, das Aufnehmen dessen, was Bürge-

rinnen und Bürger in eigener Regie zum gegenseitigen und zum gemeinen Nutzen unternehmen. Der Sozialstaat als eine Art Komplementär der gesellschaftlichen Selbstorganisation, daraus könnte – jenseits aller Politikverdrossenheit von Regierten und Regierenden – eine neue Partnerschaft zwischen dem Staat und der Bürgerschaft entstehen.

Seine andere Aufgabe ist weiterhin die existenzielle Garantie für seine Bürger. In den letzten 60 Jahren ist in Deutschland ein Sozialsystem entstanden, das Wachstum aller Art zur Geschäftsgrundlage hat – immer mehr Menschen, immer mehr Wirtschaftsleistung, immer mehr Beiträge, immer mehr Steuern. Diese Zeit ist vorbei. Zwar muss der Staat auch künftig dafür sorgen, dass auch die Bedürftigsten ein menschenwürdiges Leben führen können und die elementaren Risiken solidarisch abgesichert sind. Aber diese Aufgabe wird nur noch zu erfüllen sein, wenn wir gemeinsam neue Wege gehen.

Auch wenn die deutsche Wirtschaft sich bei der Produktivitätsentwicklung in Europa wieder einen Spitzenplatz erarbeitet hat – mit Wachstumsraten wie in den Aufbaujahren der Bundesrepublik ist nicht mehr zu rechnen. Zugleich werden aber immer mehr Menschen im Ruhestand leben, und zwar deutlich länger als alle Generationen zuvor. Bisher wird die gewonnene Lebenszeit mehr oder weniger stillschweigend der Altersfreizeit zugerechnet. Selbst die vorsichtige und über viele Jahre gestreckte Anhebung der gesetzlichen Altersgrenze, die die bis 2009 amtierende Bundesregierung beschlossen hat, ist sogar bei ihren Urhebern wieder hart umstritten.

Es kann nicht dabei bleiben, dass der Genuss der gewonnenen Lebensjahre privat ist und die Finanzierung der Kosten öffentlich. Dann geriete das Verhältnis der Generationen aus dem Gleichgewicht. In 40 Jahren kommen auf zwei Ruheständler drei Erwerbstätige. Deshalb ist es unausweichlich, dass das Rentenniveau sinkt, zumal zum Altersgeld ja noch wachsende Gesundheits- und Pflegekosten kommen. Gefragt sind die Bausteine für eine neue soziale Sicherheit, die zugleich Spielräume eröffnet, auch wenn die finanziellen Mittel immer knapper werden.

Wir schlagen deshalb eine zweite Währung für die Alters-

sicherung vor, nämlich Zeit – Zeit, in der man anderen Menschen hilft und die man selbst in Anspruch nehmen kann, wenn man einst selber Hilfe brauchen wird. Hilfsansprüche in angesparter Zeit bedeuten eine geldwerte Aufstockung der Rente. Aber in Wahrheit geht ihr Wert weit darüber hinaus, denn sie führt die Menschen wieder näher zusammen.

Der demografische Wandel ist eine enorme Herausforderung für alle. Er ist aber auch eine große Chance. Wir wollen Mut machen, sie zu ergreifen.

Herbert Henzler, Lothar Späth

1. FAMILIE BARTELS¹ ODER: JOHANNES, KOMMST DU MAL?

Großeltern, die ein biblisches Alter erreichen, folgt eine starke mittlere Generation, aber die Enkel sind knapp. Der demografische Bruch ist der Normalfall in den Familien von heute.

Evi Bartels hat ihr Leben lang geschuftet. Aber jetzt, mit 87 Jahren, braucht sie Hilfe, auch wenn sie dank der neuen Hüfte wieder beweglicher geworden ist. Ihr Mann Hans-Friedrich, 82 Jahre alt und Diabetiker, kann kaum noch gehen und sehen. Pflegerinnen vom DRK kommen ins Haus, um die beiden alten Herrschaften morgens in den Tag zu holen. Waschen, das offene Bein versorgen, Stützstrümpfe anziehen, ankleiden und manchmal auch Frühstück machen – was eben so dazu gehört. Abends geht es umgekehrt, bis die beiden wieder in ihrem Bett liegen. Aber für die vielen kleinen Dinge während des langen Tages dazwischen sind die Bartels auf ambulante Dienste anderer Art angewiesen.

Hans-Friedrich greift zum Telefon, wenn es zu warm ist oder zu kalt oder die Langeweile zu groß: »Johannes, kommst du mal eben?« Der Sohn lebt in derselben Kleinstadt und führt den vom Vater gegründeten Betrieb, sodass er fast im-

1 Alle Namen in diesem Kapitel geändert

mer flexibel sein kann. Er hat zwar schon seinen täglichen Guten-Morgen-Besuch abgestattet, aber da blubberte die Heizung oder rauschte der Fernseher noch nicht. Selten dauert es länger als eine Viertelstunde, und Johannes ist da.

Oft ist er nicht der einzige Besucher. Seine Schwester Gesine, von Beruf Altenpflegerin, duscht zwischen zwei Diensten mal eben die Eltern. Oder Elsbeth, die andere Schwester. Sie bringt etwas zu essen vorbei, kocht Kaffee oder will der Putzfrau sagen, dass auch das Küchenfenster demnächst mal wieder dran ist.

Und dann sind da noch Anna und Marie, die weiter weg in der Großstadt leben und immer mal wieder für ein paar Tage zu den Eltern reisen, um für Abwechslung bei den Eltern und Entlastung bei den Geschwistern zu sorgen. Auch die vier Enkelkinder tauchen oft auf, um für ein paar Euro die Mülleimer an die Straße zu rollen, eine Prämie für die Eins in der Schule abzuholen oder um nur kurz Hallo zu sagen, neuerdings auch mal mit Freundin.

Wie gut haben es doch eure Eltern, hören die fünf Kinder oft, und das sind Komplimente von Leuten, die die Verhältnisse bei den Bartels kennen. Aber wie wird es den Bartels-Kindern gehen, wenn sie selbst alt und hilfsbedürftig sind? Drei von ihnen haben keine Kinder, die mal vorbeischaun, und dann eben auch keine Enkel, die sie mit dem Auto spazieren fahren, wenn es zu Hause mal wieder zu langweilig ist. »Ich muss mich um meine Nichten und Neffen kümmern. Vielleicht machen sie das dann auch mit mir!«, scherzt Anna gelegentlich, aber wahrscheinlich versteckt sich dahinter auch ein wenig Hoffnung.

Der demografische Wandel spiegelt sich in der Familie Bartels exemplarisch wider. Evi und Hans-Friedrich, die Großeltern, sind mit 87 und 82 Jahre in einem gesegneten Alter, das künftig immer mehr zur Normalität wird. Im Jahre 2000 gab es in Deutschland 500.000 Menschen mit über 90 Lebensjahren. Im Jahre 2020 werden es über eine Million sein und im Jahre 2050 nochmals mehr als doppelt so viele, nämlich 2,1 Millionen, und das sind so viele, wie ganz Slowenien heute an Einwohnern zählt. Aber auch die Bartels der nächsten Generation sind typisch für die Entwicklung der Gesellschaft.

Es sind fünf Geschwister, die sich innig lieben und glücklich sind, einer großen Familie anzugehören. Aber nur zwei von ihnen haben selbst eine Familie gegründet und wieder Kinder in die Welt gesetzt. Damit liegen sie im Trend.

Während beim Jahrgang 1950 elf von 100 Frauen kinderlos blieben, sind es im Jahrgang 1965 schon dreimal so viele. Mitte der Sechzigerjahre, kurz vor der Antibabypille, wurde jede Frau im Durchschnitt 2,5-mal Mutter. Danach sank diese Zahl drastisch und schwankt seither um den Wert von 1,4. Das ist erheblich zu wenig, um die jeweilige Elterngeneration zu ersetzen. Nach allem, was wir bisher wissen, geht es bei der demografischen Entwicklung also nicht um eine Art Schnitt, und danach herrschte wieder Stabilität, wenn auch auf einem niedrigeren Niveau. Es ist vielmehr ein dynamischer Prozess, in dem die Bevölkerung von Generation zu Generation weiter schrumpft.

Eigentlich ist der Geburtenrückgang eine »vernünftige« Reaktion auf den Fortschritt der modernen Zivilisation. In der westlichen Welt sterben kaum noch Kinder in den ersten Lebensjahren, wie es bis in das 20. Jahrhundert hinein geradezu wahrscheinlich war. Je geringer die Kindersterblichkeit, desto weniger Geburten werden gebraucht. Aber die Deutschen schießen über dieses Ziel weit hinaus. Das gilt in besonderem Maße für akademisch gebildete Frauen (und ihre Männer). Nur wenige wollen definitiv keine Kinder. Aber sie schieben das Kinderkriegen immer weiter auf, und irgendwann ist es zu spät. Erst die Ausbildung, danach ein paar Praktika und Kurzbjobs. Und wenn dann der Berufseinstieg geschafft ist, gibt man einen interessanten Job ungern auf, um ein Kind zu versorgen. Denn zu schnell geht der Anschluss in der Arbeitswelt verloren. Aber beides zugleich, einen Beruf ausüben und Kinder aufziehen, lässt sich kaum irgendwo so schwer miteinander vereinbaren wie in Deutschland. Der Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung in den Städten und Gemeinden ist ein überfälliger Schritt in die richtige Richtung.

Elsbeth, die eine Bartels-Tochter, trägt übrigens das ihre dazu bei. Die beiden Kinder sind groß, und sie wollte nicht mehr nur Haus und Familie versorgen. Für einen Wiedereinstieg in ihren erlernten Beruf als Zimmermann war es zu

spät, und so nahm sie hier und da kleine Jobs an, um aus dem Hause zu kommen und ein paar Euros dazuzuverdienen. Sie verkauft auf dem Wochenmarkt Eier und Gemüse, aber die meiste Freude hat sie als selbstständige Tagesmutter. Mit dem Segen des Jugendamtes betreut sie dreimal die Woche drei Kinder aus der Nachbarschaft in ihrer Wohnung. Und wenn sie mehr Platz hätte, könnte sie bereits expandieren, denn die Nachfrage steigt.

Nicht alle haben es so gut wie die alten Bartels. Es gehört zur Realität des demografischen Wandels, dass die starken Jahrgänge der sogenannten Babyboomer nun ins Oma- und Opa-Alter vordringen, nur dass es die Kinder und Enkel dazu nicht gibt. Die Familie wächst nicht nach und umgibt die Alten, bis sie sterben. Wer da nicht vereinsamen will, muss rechtzeitig vorbeugen. Die Familienmodelle mögen sich ändern, aber wer selbst keine Kinder hat, der hat Nichten und Neffen, der kennt die Kinder seiner Freunde oder Nachbarn. Um die kann man sich ein bisschen kümmern: Mal nachfragen, wie das Studium läuft; mal überlegen, wo man den jungen Leuten eine Tür öffnen oder was man sonst für sie tun kann; es gibt viele Möglichkeiten. Es geht nicht darum, sie in die Pflicht zu setzen, uns zu helfen oder gar zu pflegen, wenn es so weit ist. Aber jeder sollte seine Welt frühzeitig mitgestaltet, in der er einmal alt wird. Und wenn keine eigenen Kinder da sind, dann sind Beziehungen anderer Art umso wichtiger: Familie ist künftig dort, wo zwei oder mehr Menschen füreinander da sind.